

Explizit und implizit spielt immer wieder der Lobgesang der Hanna (1Sam 2,6) eine wichtige Rolle mit dem auch für Luthers Kreuzestheologie zentralen, bei Rist in direkte Rede Gottes umformulierten Satz: „Bald rüst’ Jch mich zu tödten/ Bald mach’ Jch lebendig/ ...“ (Lied 60, Str. 6). Verbunden ist dies bei Rist neben der heilsgeschichtlichen Verwurzelung in Gottes Handeln an Christus und der anfechtungstheologischen Anwendung auf Gottes Handeln an den Gläubigen immer wieder mit durch das Hohelied inspirierten Aufnahmen von Motiven der biblischen Brautmystik (explizit: Lied 5, Str. 1, Lied 65, Str. 6, Lied 67, Str. 1, Lied 69, Str. 12, Lied 70, Str. 3). Hierher gehört auch das Zitat aus dem Ehrengedicht des Livländischen Ristfreundes Johannes Wolke, wo es heißt: „Hat auch die Sulamith/ des höchsten Braut sich müssen/Jn der bedrängten Welt/vom Kreütz’ hie lassen küssen?“ (54) So werden die Anfechtungen als Aspekte des liebenden Umgangs des himmlischen Bräutigams mit seiner Braut wahrnehmbar, in denen er sich eine Zeitlang verbirgt unter Erfahrungen, die der Angefochtene im Nachhinein als Folgen des vorübergehenden Zorns erkennt. Dieser kündigt gleichsam noch von ferne vom Ernst des Gerichts, das verdammlich bliebe, würde nicht am Ende der Heiland und Bräutigam mit seinen Wunden gnädig hinter dem Vorhang hervortreten und die verschlossenen Türen öffnen.

Rists Lieder sind wirkmächtige Seelsorge, weil sie geschöpft sind aus der Fülle der biblisch dokumentierten Seelsorge Gottes an seinen Menschenkindern, die unbefangen und dankbar für das eigene Leben und Sterben in Anspruch genommen wird. Der vorliegende Band ist daher nicht nur für Germanisten, Theologen und Hymnologen von Interesse, sondern allen zur kontinuierlichen Lektüre zu empfehlen, die auf der Suche nach anspruchsvoller und bewährter Seelsorge in Lied- und Gedichtform sind.

Armin Wenz

Jochen Hörisch, Kann ein allmächtiger Gott sterben?, Luthers Lust an Paradoxien und ihre Folgen, Verlag für Philosophie, der blaue reiter, Hannover, 2020, Taschenbuch, ISBN 978-3-933722-70-6, 162 S., € 17,19.

Es ist immer interessant und spannend von einem Autor einer „anderen Fakultät“ ein Buch zu einem theologischen Thema zu lesen. Jochen Hörisch, geboren 1951, studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte und war zuletzt Ordinarius für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim. Er war auch als Literatur- und Medienwissenschaftler Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Luthergedenkjahr 2017. Das Taschenbuch enthält neben einem Vorwort (*Luthers Antifundamentalismus und das gespenstische Comeback der Religionen*) fünf Vorträge des Autors und drei anderswo erschienene Aufsätze aus diesem Jahrzehnt. Schon die Überschriften reizen zum Weiterlesen:

- *Luthers Heidelberger Disputatio* – Die Kraft des Sekundären,
- *Das deutsche Pfarrhaus als Brutstätte politisch-kultureller Höchstleistungen, Subjekt oder Sub-jekt nach Schleiermacher* – Wie selbstbewusst können und dürfen Menschen sein,
- *Anschluss verloren?* – Medien nach Gutenberg und der Protestantismus,
- *Heil und Heilung* – Theologisch-ökonomische Überlegungen zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter,
- „*Wer kennt Schweitzer nicht?*“ – Albert Schweitzer als Megaprominenter des 20. Jahrhunderts,
- „*Schicksal, also ein von einer höhern Macht Gesendetes, das wir empfangen sollen*“ – Über Sendungen und Sendungsbewusstsein,
- *Alles schreibt, keiner liest.*

Im ersten Vortrag geht es dem Verfasser um die Heidelberger Disputation von 1518 als sekundäres und damit wichtigeres lutherisches Exponat nach dem Thesenanschlag in Wittenberg. Er weist zunächst nach, dass Sekundäres immer entscheidender, wichtiger, nachhaltiger als Primäres sei. Anhand der Thesen Luthers zu diesem Ereignis behandelt er als Paradoxon seine *theologia crucis*. „Es dürfte Luthers bis heute größtes theologisches Verdienst sein, die auffallende Paradoxieverliebtheit der christlichen Religion nicht zu tabuisieren, sondern prägnant zu exponieren. Seine prägnantesten Sätze sind ja samt und sonders von Paradoxien umgetrieben: Der Mensch ist simul justus et peccator; der Christenmensch ist niemanden und jedermann untertan; Jesus Christus ist der sterbliche und unsterbliche Menschen- und Gottessohn.“(38) Und am Karsamstag predigt der tote Christus den Geistern in der Unterwelt. Im Rahmen einer Rezension können dies nur Andeutungen sein.

Im zweiten Vortrag widmet er sich dem Pfarrhaus. Im ersten Teil informiert er über dessen kulturellen Einfluss zur „Wendezeit“ und im zweiten Teil finden wir die interessante Information von Albrecht Schöne: „Unter den nach 1525 Geborenen und vor 1900 Gestorbenen erfaßt die ‚Allgemeine Deutsche Biografie‘ insgesamt siebenhundertfünfundsechzig Dichter, in deren Lebensbeschreibung der Beruf des Vaters angegeben wird. Unter ihnen befinden sich acht Töchter und hundertfünfundneunzig Söhne von Geistlichen“ (55). Ganz zu schweigen von der Musik und anderen kulturellen Leistungen. Im 3. Teil muss er differenzieren, „denn es gibt aufgrund des Zölibats schlicht keine katholische Entsprechung zu den Kindern, die im evangelischen Pfarrhaus großwerden“ (59). Über das paradoxe afamiliare Verhalten des Klerus gegenüber der katholischen Lehre von Ehe und Familie endet er dann bei den heutigen Umbrüchen auch in evangelischen Pfarrhäusern.

Nach einer philologischen und philosophischen Reflexion über das Präfix „sub“ oder „sup“ mit anschließender Hinführung über die philosophischen Zeitgenossen zu Schleiermachers Verständnis des „Subjekts“, des Individu-

ums, und seinem Selbstbewusstsein kommt er zu dem Ergebnis: „Freiheits-spielräume haben Individuen in dem Maße, in dem sie sich unhintergebar Abhängigkeiten bewusst sind ... in dem sie sich gut karfreitagstheologisch und christologisch auf die Paradoxien eines Gottes einlassen, der weiß, wie eng All- und Ohnmacht aneinander gekoppelt sind. Das Signal von Schleier-machers antisubjektivitätstheoretischer Option für Individualität ist deutlich“ (81).

In dem in Wittenberg gehaltenen sehr spannenden Vortrag „Anschluss verloren“ geht es dem Medienwissenschaftler Hörisch um die theologische Relevanz in der Medienlandschaft von Gutenberg bis zum Internet heute. Es muss hier leider genügen, die Überschriften seiner sieben Unterteile wiederzugeben, um seinen Gedankengang wenigstens anzuzeigen: 1. Im Anfang war das Wort. 2. Kommunion und Kommunikation. 3. Das Wort sie sollen lassen stahn. 4. „Ich kann das Wort so hoch nicht schätzen“. 5. Medien jenseits der verklingenden Sprache und der Schrift. 6. Medien mit Sendungsbewusstsein: Radio und Fernsehen. 7. Religion im Zeichen des Internet, Versammlung und Zerstreuung. Jedes dieser Themen im Spannungsbogen von der Schöpfung bis heute hätte eine Behandlung verdient, selbst dort, wo wir meinen, Fragezeichen setzen zu müssen.

Der Artikel „Das Heil und die Heilung, Theologisch-ökonomische Überlegungen zum Gleichnis vom barmherzigen Samariter“ wäre besonders allen sehr nützlich, die darüber zu predigen haben. Es geht dem Autor dabei um „mindestens drei Widerhaken bzw. Stolpersteine“ (108), die dieses Gleichnis auf tut. Er schließt: „Die bekannteste Gleichnisrede Jesu impliziert auch eine theologische Rechtfertigung des Mediums Geld für die Zwischenzeit, die das messianische Erlösungsversprechen von seiner Einlösung trennt“ (112).

Der Friedensnobelpreisträger von 1952, Urwald doktor, Theologe, Organist usw. Albert Schweitzer ist das vorletzte Thema dieses Buches, in dem der Autor sich durchaus kritisch mit ihm selbst und auch kritisch mit seinen Kritikern auseinandersetzt. Als „Megaprominenter des 20. Jahrhunderts“ liegt ihm der Lambarenearzt mehr als der Theologe oder Organist: „Selbst diejenigen, die sich am allzu guten Gutmenschen oder aber mitunter salbungsvollen Stilisten Albert Schweitzer reiben, werden eine Gestalt zu schätzen wissen, die auf eine ‚mit deutschem Gruß‘ unterschriebene Einladung Goebbels mit einer Absage reagierte, die ‚mit äquatorialafrikanischem Gruß‘ unterzeichnet war“ (121). Natürlich geht es hier auch um das heute antiquierte Afrikabild der damaligen Zeit etwa mit Zitaten von Hegel, Fontane und Wilhelm Busch.

Am Ende seines Buches sinniert Hörisch über den Satz: „Alles schreibt, keiner liest“, was auch für sein Buch gilt, wie auch für diese Rezension.

Johannes Junker